

Nr. 15. Posen, den 10. April. 1892.

Gentiluomo.

Humoreske von Gustav Schneider. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Herr Baron, ich komme im Auftrage . . . wegen der kleinen Rechnung, die Sie zu bezahlen belieben: 224 Livres für die Auslagen, 6 Livres 12 Deniers Kosten . . . 11 Livres . . . . .“

„Herr Gerichtsvollzieher,“ unterbricht hier der Baron, „Sie dürfen Ihren Befehl, sowie Ihre Rechnung getrost wieder mitnehmen, denn ich werde weder das Eine noch das Andere zahlen. Warum ich Sie einfach bitte, c'est de voir — la couleur de vos prunelles.“

Höchlichst verwundert blickt der Gerichtsmann den sich ihm nähernden Baron an.

„War sicher,“ sagt hierauf jener, zufrieden mit dem Kopfe nickend, — „gelbgrüne Augen,“ . . . ganz die Farbe der Raubthiere und Nachtvögel! — Geht, lieber Freund! Geht, car vous avez les prunelles de votre état.

Lächelnd, doch stillvergnügt sich die Hände reibend, zieht sich der Gerichtsmann hierauf zurück, indem er einen deliciösen Prozeß mit fabelhaften Kosten wittert.

Die Folge war denn auch, wie ganz natürlich, die Klage, während dem die schlimme Perrücke, wie in ein Puderleichentuch gehüllt, ruhig auf dem Kanapee verblieb.

Aufforderungen und Mahnungen, darnach Vorladungen und Befehle, sowie Gott weiß was für gerichtliches Papier mit theurem Stempel folgten, was jedoch den Baron wenig kümmerte, der all die hübschen Sachen recht sorgsam auf das Sopha legen ließ. Kurz, der Herr Gerichtsvollzieher wurde sicher, noch einen hübschen Beitrag zum Kaufschilling für einen künftigen Schwiegersohn aus der famosen Angelegenheit herausschlagen zu können und irrte sich hierin nicht, denn nachdem sich die verschiedensten Citationen als erfolglos erwiesen, kamen Zwangsbefehle und Verurtheilungen, denen am Ende Beschlag und Vollzug der Pfändung folgten.

Man hob einen prachtvollen Krystall-Kronleuchter von der Decke, entnahm 12 Sessel in rothem, golddurchwirktem Damast, kurz, demeublirte einen ganzen Salon, ohne die unselige Perrücke, die gleich einer geheiligten Mumie noch immer an dem alten Orte lag, auch nur zu berühren. Der öffentliche Verkauf fand statt und das Ganze der aufgelaufenen Gerichts-, Prozeß- und Exekutionskosten belief sich auf nicht weniger denn 6800 Livres. Ein Ueberschuß von 25 Louisd'or wurde dem Baron zurückgebracht, der jedoch das Geld nicht anrührte, sondern dem Pfarrer des Kirchsprengels überwies, damit er es unter die Armen vertheile, wobei er besonders solche zu berücksichtigen empfahl, die vom Gerichtsvollzieher ruinirt wären.

Einen Monat darauf wurde die Perrücke von einem Fußbodenputzer gelegentlich entwendet, was jedoch den Salon betrifft, so wurde derselbe nie wieder wie vormals eingerichtet. Herr Lefevre aber faßte seinen Verdruß darin zusammen, daß er seinen Freunden gegenüber behauptete: Die Perrückenmacher seien Spitzbuben, die Prokuratoren Erzschelme und was die Hussiers anbelange, so wären sie eben nur les exécuteurs des basses oeuvres de la justice, denn summum jus, summa injaria. — Den Perrückenmacher jedoch brachte die Sache in üblen Ruf und ließ ihm viele Kunden verlieren.

Wie man erkennt, war der Baron ein Sonderling ganz eigner Art; als Beweis seiner unwandelbaren Rechtschaffenheit aber, sowie seines Edelsinnes mag nur noch Nachstehendes dienen.

Zu jener Zeit war der Garten des Palais Royal noch mit hohen Mauern umgeben. Es war ein prächtiger Park, reich an Dickicht mit hundertjährigen Bäumen, sowie überall mit mythologischen Statuen und verschiedenen erfrischenden Bassins geziert. Das Palais selbst war in dem Zustande, wie es der Kardinal Richelieu dem Könige überlassen hatte, und die Mauern des Gartens verdeckten theilweise die Häuser der Rue de Valois, Beaujolais und Montpensier, von denen der Park umgeben. Von der ersten, sowie besonders von der zweiten Etage dieser Häuser aus genoß man jedoch einen gar herrlichen Blick in den Garten. Im Winter erfreute man sich des Sonnenscheins, im Sommer dagegen der Kühle, sowie des Blumenduftes und des lieblichen Gesangs der Vögel. Unter der Zahl der am meisten für die Annehmlichkeiten des schönen Parkes eingenommenen Bewohner zählte der Baron. Er liebte sein Haus wegen des Gartens und den Garten des Hauses halber. Erwähnt werden muß, wie der Herzog von Orleans, der Sohn des Regenten, mehreren der Nachbarn, die er persönlich kannte, unter andern auch Herrn Lefevre, den Eintritt mittelst Schlüssel durch die kleinen Hinterthüren gestattet hatte. Der Baron also brauchte von seinem Hause aus nur die ungemein ruhige Straße zu überschreiten, um sofort in dem herrlichen Park zu sein. Niemand denn er machte einen fleißigeren Gebrauch von dieser Erlaubniß und mußte es schon schlechtes Wetter sein, wenn er im Sommer nach dem Essen nicht, den Blumenflor bewundernd, im Garten eine Promenade gemacht hätte.

Er kannte fast alle und jede der Pflanzen, besonders die Tulpen, sowie er auch die jeweilige Entwickelung der Rosen mit wahrer Herzensfreude beobachtete.

Eines Tages nun, es mochte im Monat Mai sein, als er gerade in einer seinem Hause nahebelegenen Lindenallee spazierte, da stand ihm eine ungeheure Ueberraschung bevor, denn als sein Auge zufällig auf das Fenster des dritten Stockes fällt, erblickt er . . . ein allerliebstes junges Mädchen, das sich über die Brüstung des Fensters hinauslehnte, und in stiller Betrachtung versunken schien.

Betroffen weicht der Baron einige Schritte zurück; er reibt sich die Augen und spielt mit seinen Manschetten, den Blick unverwandt auf das Fenster gerichtet. Es lag ganz außer Zweifel, das Mädchen mußte dort zu Hause sein, denn sie trug weder Mantille noch Hut, und als sie sich zurückbog, zeigte sie einen feinen eleganten Wuchs; ihre wohlgeformten Arme waren bis zum Ellenbogen entblößt, das schönste blonde Haar umwallte in reichen, wenig gepuderten Locken ihr liebliches Gesicht, aus dem ein Paar blaue Augen recht schwärmerisch hervorsahen.

Nachdem der alte Herr sich von seinem ersten Schreck und Staunen allmählig erholt, wollte es ihm doch keineswegs gelingen, seiner Unruhe Herr zu werden. Lange ging er in der Lindenallee auf und ab, ohne nur das Fenster aus dem Auge zu verlieren. Zehn mal fühlte er sich versucht, ins Haus zu eilen, eben so oft jedoch hielt er die Schritte an, denn er hatte allen Ernstes Furcht d'éclaircir ce mystère, d. h. den Schleier hier zu lüften.

Das Fräulein war ins Zimmer zurückgetreten und der Baron hatte Gelegenheit, auch die anderen Fenster genauer zu betrachten; wie aber erstaunte er, als er jetzt noch gewahr wurde, daß in den Brüstungen derselben grüne Blumenkasten standen, aus denen Waldreben, blühende Winden und Glockenblumen an Dräthen emporrankten.

„Mais, c'ést tout un établissement", sagt er, eine gewaltige Priese nehmend.

Das junge Mädchen erschien bald wieder, sie hatte einen bunten kleinen Papagei auf dem Arm, mit dem sie neckend spielt und dem sie schöne Namen giebt.

Endlich faßt Herr Lefevre einen Entschluß.

„Muß wohl schon einen Monat wenigstens dort oben wohnen, die Plaudertasche die, . . . und ohne daß ich nur die leiseste Ahnung davon habe!" denkt er, indem er festen Schrittes auf das Haus zugeht.

In kritischen Augenblicken vermochte er sich, dem olympischen Jupiter gleich, durch Selbstbeherrschung in unerschütterliche Ruhe und Gleichmuth, ja selbst in Heiterkeit zu hüllen.

Er begiebt sich in sein Zimmer und schellt.

Der Diener kommt.

„Dominique, ruf mir die Andern, den Koch und Lily."

Letzterer war ein Negerknabe, den er von seinem Bruder in Domingo geschenkt bekommen.

Wenige Minuten später ist die ganze Dienerschaft, aus vier Personen bestehend, vor ihrem Herrn.

„Habe eine Frage an Euch zu richten," beginnt dieser ernst, „und zwar an Euch alle vier. — Seid Ihr in meinem Dienst zufrieden?" — Eine zustimmende Verbeugung ist die gemeinsame Antwort auf diese Frage.

„Gut! — Sehr gut! Jetzt aber erklärt mir, wie es kommt, daß Ihr mich alle gemeinsam so schändlich hintergeht und täuscht?" —

Verdutzt blicken sich die Diener an.

„Oder habt Ihr mich etwa nicht schändlich hintergangen, indem Ihr meine Güte mißbraucht?"

„Wir, Herr Baron?" nimmt endlich der Koch das Wort.

„Nun ja, Ihr . . . Ihr alle! . . . Wer, frage ich, bewohnt den einen Theil des dritten Stocks in meinem Hause?" —

Bei diesen Worten macht Lily einen Satz nach rückwärts, worauf er hinter dem Wandschirm schnell verschwindet. Der Koch wirft einen unruhigen Blick auf den Diener und dieser blickt bedeutungsvoll den Kammerdiener an.

„Der also ist der Schuldige! — Gut! gut! Ihr andern mögt jetzt gehen und Meister Dominique bleibt hier."

Nachdem die Anderen verschwunden, steht der Genannte nicht wenig verlegen da.

„Verlange jetzt eine freimüthige Erklärung," hebt der Baron, sich setzend, an. „Ein vollständiges Bekenntniß! Wahrheit, doch nichts als lautere Wahrheit!"

Der Diener, ein ordentlicher, rechtschaffener Mann, nahm, nachdem der erste Schreck überwunden, darauf mit Ruhe das Wort.

„Gnädiger Herr", begann er, „ein Theil des dritten Stocks wird seit nahezu drei Monaten von zwei Damen, der Frau Gräfin von Lincy und deren Tochter Fräulein Claire bewohnt. Zwei Jahre „bevor ich beim Herrn Baron in Dienst getreten, war ich in der Bourgogne beim Herrn von Lincy. Derselbe war vormals Fregatten-Kapitän, hatte sich aber von der Marine zurückgezogen und speculativen Unternehmen gewidmet. Ruinirt wie viele Andere, mußte der Haushalt auf's Aeußerste beschränkt und ich darauf entlassen werden. Ein Jahr später starb der Graf. Mutter und Tochter aber kamen nach Paris, wo sie mit Noth und Mangel kämpften. — Vor drei Monaten ließ mich der Zufall die Damen treffen. Ich erfuhr von ihrem Unglück, sowie daß ihr bescheidenes Mobiliar der Miethe wegen verkauft worden."

„Holla, Monsieur Dominique! — Ihr erlaubtet Euch also hinter meinem Rücken Wohlthätigkeit," unterbricht ihn hier der Baron, „jedoch auf meine Kosten!"

„Kannte ich doch den unbesiegbaren Widerwillen des Herrn gegen jeden Miether", versetzt der Diener, „aber besser noch das vortreffliche Herz des Herrn Baron. Und so habe ich denn seinen ausdrücklichen Befehlen entgegen gehandelt, indem ich mir vorbehalten, eine günstige Gelegenheit zu erwarten, um Alles zu gestehen."

„So, so! Und darauf hin habt Ihr so ganz ohne . . . meine Erlaubniß den beiden Damen die Wohnung überwiesen und mit den Möbeln wahrscheinlich auf's Beste eingerichtet."

„Ja, Herr Baron, nur muß ich hier bemerken, wie die Damen selbst nicht wissen, daß sie ohne Ihre Erlaubniß hier. Sie halten sich für wirkliche Miether, denn sie wären zu stolz . . ."

„Ah! — Auch das noch! Immer besser! Man ist also überzeugt, bei einem alten Misanthropen, einer abscheulich ungeselligen Creatur zu wohnen, der man zu begegnen meidet. Sehr gut, Herr Dominique! — Und zu welchem Preise, darf ich wohl fragen, habe ich nun diese meine Wohnung vermiethet?"

„Habe den Preis auf hundert Thaler gestellt, Herr Baron."

„Der Teufel! Seid Ihr über meine, oder vielmehr, über Eure Interessen aus."

„Herr Baron", entgegnet betroffen der Diener, „das Wort ist grausam!"

„Dame! Muß ich doch Jemanden, der ohne meine Einwilligung über meinen Besitz verfügt, Alles zutrauen. — Im Uebrigen, wißt Ihr, gefällt mir auch die ganze Geschichte sehr schlecht! — Glaub's gern, daß die Damen höchst respectabel, — ich aber und mein Ruf stehen auf dem Spiel! Verstanden, Herr Dominique! Man kennt die Strenge meiner Sitten, die Regelmäßigkeit meiner Lebensweise . . . schlechte Zungen aber werden trotzdem nicht unterlassen, ein Etwas anzuhängen. Man wird hundert Dummheiten ersinnen, . . . mich für einen alten Türken ausgeben, der . . ."

„Aber Herr Baron! Herr Baron!"

„Schweig, Dominique, man kennt die Welt. Noch eine Frage, auf welchem Wege gehen die Damen ein und aus?"

„Zur Seite, vermittelst der Nebentreppe."

„Richtig! Alles sorglich vorgesehen; Ihr habt's schon weit gebracht in der Diplomatie, Herr Dominique! — Geht jetzt! — Muß mir die Entscheidung vorbehalten, da ich noch nicht weiß, was ich thun werde. Vor allem soll man mir nie von diesen Damen sprechen, die ich weder kennen lernen, noch sehen will. Wer davon spricht, wird auf der Stelle fortgejagt. — Verstanden?" —

Erleichterten Herzens zieht Dominique sich verbeugend zurück; beim Fortgehen aber wirft er einen Blick in den Spiegel und bemerkt, wie sein Herr verstohlen das Taschentuch zum Auge führt. Da traten, wie begreiflich, dem braven Diener gleichfalls Thränen in die Augen. —

Der Baron aber kehrte, wie wenn nichts vorgefallen, zu seiner gewohnten Lebensweise zurück und seine Miether schien er zu vergessen, so oft er jedoch im Garten des Palais-Royal spazieren ging, hütete er sich wohl, den Blick auf die dritte Etage zu richten.

Kurze Zeit nach diesem Vorkommen fiel es dem Diener auf, daß sein Herr dem Polizeilieutenant zweimal hinter einander einen Besuch abstattete. Die Dienerschaft glaubte nicht anders, er werde Erkundigungen über die Damen einziehen und hatte darin Recht, nur wußte man nicht, daß Herr Lefevre auch gleichzeitig bei seinem Notar vorfuhr, welchen Besuch er allerdings geheim gehalten. Eine Woche darauf tritt ein schwarzgekleideter Mann, den dreieckigen Hut unter dem Arm und eine Mappe in der Hand, in die Wohnung der Damen ein, die über den Besuch einer augenscheinlichen Gerichtsperson nicht wenig erschrecken.

Der Eingetretene aber ist kein andrer als der Sohn des königlichen Notars, Herr Taron. Er beruhigt die Damen schnell, worauf er in der liebenswürdigsten Weise bittet, ihnen die Kopie zweier Akten vorlesen zu dürfen.

Die eine dieser Akten nun war eine Quittung über eine Summe von 2000 Frcs. für das Mobiliar der Zimmer, die Frau von Lincy und Tochter bewohnen. Die andere gleichfalls eine Quittung und zwar über „5 Jahr im Voraus bezahlter Miethe."

Beide Papiere sind gestempelt und vom Notar sowie vom Baron legal gezeichnet.

Mutter und Tochter glauben einfach zu träumen, und wollen durchaus eine Erklärung über die Sache, die jedoch der junge Mann entschieden ablehnt, indem er ruhig behauptet, daß die Motive der Handlung rein und edel, und daß, so es der unbenannt sein wollenden Person etwa gelungen, den Damen einen Dienst zu erweisen, sie diesen ohne jedwedes Bedenken annehmen dürften.

Der junge Mann sprach zudem mit soviel Wärme und Ueberzeugung, daß Frau von Linzy wohl erkannte, wie ihre Delikatesse völlig aus dem Spiel blieb. Hierauf legte Herr Taron die Akten einfach auf den Tisch und zog sich ehrerbietig grüßend, sowie von Segenswünschen begleitet, schnell wieder zurück.

Kaum aber mochte er die Straße überschritten haben, da fällt die Mutter der Tochter weinend um den Hals, indem sie ruft: „O meine Tochter, ich hab's errathen! — Wir werden sofort nach Versailles hinausfahren, um meiner großmüthigen Jugendfreundin, der guten Marquise v. W. inständigst zu danken; dieselbe muß von unserm Unglück vernommen haben und kommt uns mit so unvergleichlichem Zartsinn zu Hülfe.

Frau von Linzy rieth natürlich nicht übel. Sie fuhr noch selben Tages mit ihrer Tochter nach Versailles. Brannte sie doch vor Begier, der Jugendfreundin mit Thränen heißen Dankes gleichfalls um den Hals zu fallen. Wer aber schildert ihre Enttäuschung, als sie daselbst angekommen, von der liebenswürdigen Freundin gar nicht mal empfangen, sondern einfach verleugnet und durch den Diener kurz abgewiesen wurde.

Nicht wenig niedergeschlagen kehrt sie nach Paris zurück. Da sich Frauen aber schwer enttäuschen lassen, so konnte auch sie nicht leicht von der Idee abkommen, irgend einer lieben Freundin oder einem Freunde ihres Mannes, der sie in guten Tagen gekannt und sich jetzt ihrer erinnere, verpflichtet sein zu müssen.

Nachdem sie lange hin und her gesonnen, verfällt sie endlich auf eine andere Person, eine Cousine in der Bourgogne. — „Ja, ja!" sagt sie, „die unvergleichliche Armande ist's, die sich so großmüthig erwiesen. Bin sicher, sie eben ist's und keine Andere. —

Sie setzt sich und schreibt flugs einen langen, heißen Dankesbrief an die zartsinnige Frau Base, der später selbstverständlich keine Erwiderung fand.

Tags drauf erachtet es die gute Dame denn gleichfalls für ihre Pflicht, dem Eigenthümer des Hauses auch einmal einige Worte, — jedoch im lapidaren Styl — zu schreiben.

Glaubte sie doch hierzu, nun, da sie mit jenem wunderlichen Original vollkommen im Reinen, auch ohne Zweifel berechtigt zu sein, denn manches ließ sich von dem alten Herrn verlangen, worauf er eigentlich als aufmerksamer Vermiether wohl ohnehin selbst schon längst hätte Bedacht haben können.

Der Brief war bald geschrieben und mit dem gräflichen Wappen gesiegelt, worauf derselbe dem Pförtner übergeben, der ihn in das Vorzimmer des Eigenthümers brachte.

Hier aber war die Verlegenheit groß. Wußte man doch allzu gut, von wem der Brief, und verhehlte sich nicht zu bedenken, wie ernstlich zu befürchten, daß derjenige, welcher dem Baron das verhängnißvolle Schreiben überbringe, sofort entlassen werden dürfte, da Herr von Lefevre sich derzeit bestimmt genug darüber ausgesprochen.

Der Koch kam auf die Idee, Lily mit der fatalen Angelegenheit zu beauftragen. Dieser aber, obgleich nur Neger, schlug das Ansinnen rundweg ab.

„Du aber läufst doch keine weitere Gefahr!" entgegneten die Anderen.

„Das nicht", erwiderte der Schwarze, „aber Lily will keine Stockschläge haben vom Herrn, noch Schelte vom Baron. Dank schön!"

(Schluß folgt.)

Meeresleuchten.

Erzählung von O. Elster. (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Schnell, Jahn — — — geht!" — — —

Auf Deck sah es wild und wüst genug aus. Die Stange des Großmastes war gebrochen und hatte die ganze Takelage des Großmastes mit auf Deck gerissen. Die Mannschaft arbeitete mit wilder Hast, die Taue zu kappen und einigermaßen Ordnung in das Gewirr zu bringen. Kapitän Claus Gehlsen stand auf dem Achterdeck und leitete die Arbeiten, während Christian Feddersen das Ruder hielt. Der Nordwest war jetzt noch mehr nach West herumgesprungen und mußte das Schiff gerade auf die Küste zutreiben, wenn man nicht bald einige Segel setzen konnte, um das Fahrzeug wieder manövrirfähig zu machen. Das wußten die Leute sehr wohl und deshalb arbeiteten Sie mit wahrer Todesverachtung, trotz Sturm und Regen, um die Takelage wieder klar zu machen, trotz der Finsterniß der Nacht und der fortwährend über Deck spritzenden Sturzseeen. Das Schiff trug keinen Fetzen Segel mehr und trieb unaufhaltsam der Küste zu.

„Halloh, Jahn," rief ärgerlich Kapitän Gehlsen. „Wo steckst Du? Hier sind all hands zu gebrauchen!"

„Um Entschuldigung, Kapitän. Ick hew man mal nach Fru Gehlsen seihen."

„Zum Henker die Weibsbilder! Greif zu, daß wir wieder einen Fetzen Leinwand da oben hineinbekommen, sonst holt uns alle in einer halben Stunde der Teufel."

„Ja, ja, Kapitän, dat schall woll so sien. Un um uns olle Burßen mag dat woll en Schade nich sien, aberst de kleine Ella da unten — da is doch noch en bäten tau jung for den Düwel . . ."

Der alte Matrose bückte sich, um den Kameraden bei der Arbeit zu helfen, er konnte nicht sehen, wie das finstere Antlitz des Kapitäns geisterbleich wurde, er hörte nur ein lautes Aechzen hinter sich, als ob jemand mit gewaltiger Anstrengung einen Schmerzensschrei unterdrückte.

Kapitän Gehlsen stand einen Augenblick wie betäubt da. Dann wandte er sich an den Steuermann und sagte: „Ich gehe einen Moment hinunter zu meiner Frau — mir scheint, der Sturm läßt nach . . ."

„Glaub's kaum, Kapitän . . ."

„Halten Sie gerade in den Wind, Feddersen. Wir sind der Küste zu nahe gekommen . . ."

„Wohl möglich, Kapitän . . . Sie wollten ja nicht beidrehn . . ."

„Zum Henker mit Ihrem Beidrehn! Dazu ist's noch immer Zeit . . . ich kenne mein Schiff . . ."

„Sehr wohl, Kapitän! . . ."

Kapitän Gehlsen stand lauschend an der Thür seiner Kajüte. Ein Lichtstrahl schimmerte durch eine Spalte, aber kein Laut war drinnen zu vernehmen. Leise öffnete Gehlsen die Thür. Die Lampe schwankte wie toll an der Decke, einige Stühle waren umgeworfen von der Gewalt des Sturmes, der das Schiff hin- und herschleuderte, aber von Ellen und dem Kinde war nichts zu sehen.

Dem starken, trotzigen Manne bebte das Herz. Er trat rasch ein, dann blieb er plötzlich stehen und schlug aufstöhnend die Hände vor das Antlitz.

Eine Weile stand er so da, dann trat er an das Lager heran, auf dem sein Weib und sein Kind in sanftem Schlummer ruhten.

Im leichten Nachtgewande lag sie da, das kleine Töchterchen im Arm. Das Kind schlief sanft und süß; Ellen dagegen schien lebhaft zu träumen, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, ihre Wangen waren fieberhaft geröthet und ihre langen Wimpern zuckten, wie wenn die Schlafende im Traum weinte. Und jetzt — wahrhaftig! — da rann langsam eine Thräne über die Wange hinab und fiel wieder auf die Stirn des Kindes!

Kapitän Gehlsen kam sich vor wie ein Verbrecher. Wie war es möglich, bei solchem Unwetter so ruhig und friedlich zu schlafen? Wie konnte sein Weib hier so still und ruhig ausharren, während droben im wilden Trotz und Hohn das Schiff dem Verderben entgegenjagte? War er wahnsinnig gewesen? Wollte er an Weib und Kind zum Mörder werden? O, sie mußte ihm doch vertrauen, da sie jetzt so ruhig wie das Kind in ihrem Mutterarm schlummern konnte! Stöhnend sank er vor dem Bette auf die Knie nieder, ergriff die herabhängende bleiche Hand seines Weibes und preßte sie an seine Lippen. O, wie er sie liebte — sie und sein Kind!

Plötzlich fühlte er die kleine weiche Hand in der seinen zucken — er sprang empor — — —

„Ellen!" — — —

Langsam schlug sie die blauen Augen auf, wie aus tiefem Schlaf erwachend und — o, wie es ihn freudig, beglückend durchbebte — und lächelte ihn sanft an.

„Ellen!" . . .

„Ach, Du bist es, Claus? — Ich träumte soeben von Dir und dem Kinde" . . ."

„Ellen, wir sind verloren! In wenig Minuten zerschellt das Schiff an der Küste . . ."

Ein leichtes Beben ging durch den Körper des jungen Weibes, auf einen Augenblick schlossen sich ihre Augen, doch dann sah sie ihn wieder freundlich lächelnd an, reichte ihm die Hand und sprach leise:

„Du wirst uns schon retten, Du wirst Dein Weib und Dein Kind nicht umkommen lassen . . ."

„Ellen, Ellen! O, mein Gott, was hab' ich gethan!"

Der starke Mann war auf die Knie niedergesunken und verhüllte aufschluchzend sein Antlitz mit den Händen. Da legten sich leise und sanft zwei warme, weiche Arme um seinen Nacken, eine weiche, thränenfeuchte Wange schmiegte sich an die seinige und eine leise zitternde Stimme flüsterte: „Ich vertraue Dir, lieber Mann, Deine Hand wird uns retten."

Er umschlang sein Weib mit wilder Leidenschaft und eine Weile ruhte sie eng umschlossen in seinen Armen. Draußen über ihnen, um sie tobte der Sturm, tosten und brüllten die Wellen, ächzte und stöhnte das Schiff, erzitterte bis in die tiefsten Fugen, als sollte es im nächsten Augenblick auseinanderbersten, aber ein seliges Glücksgefühl durchbebte das Herz Ellen's, sie hatte die Liebe ihres Gatten wiedergefunden, weil sie ihm vertraut in der Stunde der höchsten Noth.

Jetzt ließ er sie los und sprang rasch empor. Ein muthiger freudiger Strahl erglänzte in seinem Auge — er war wieder der alte fröhliche Seemann, der schon hundert und aber hundert Stürme durchwettert!

„Ich danke Dir, Ellen!" rief er. „Ich danke Dir, Du hast mich dem Leben wieder gegeben! Ich rette Euch oder — — ich — sterbe mit Euch" — — —

Er stürmte zur Thür hinaus auf das Deck.

In demselben Augenblicke wachte die kleine Ella auf und fing an zu weinen. „Mama, Mama, wo ist Papa?"

„Still, still, mein Kind — morgen spielt Papa wieder mit Dir!"

Und selige Freude im Herzen, schloß sie weinend und lachend ihr Kind in die Arme . . .

„Kapitän, die Takelage ist wieder klar, ich glaube, wir könnten versuchen, ein Segel zu setzen . . . der Wind ist wieder etwas nach Norden umgesprungen . . man hört aber schon die Brandung in Lee . . ."

„Her mit dem Ruder! — Lassen Sie alle Segel setzen, die irgend brauchbar sind. Wir müssen jetzt Segel pressen, um von dem Legerwall loszukommen . . ."

„Wenn's nur was hilft . . ."

„Kein Wort mehr — thun Sie, was ich befehle . . ."

„Sehr wohl, Kapitän! . . ."

Claus Gehlsen packte mit gewaltigem Griff das Ruder und drehte das Schiff gerade in den Wind. Unter furchtbarem Schlagen wurden alle Segel, welche das Schiff führen konnte, aufgegeit, von dem gewaltigen Druck des Windes erbebte das Schiff bis in die tiefste Fuge, es war, als sollte die gegen den Bug anstürmende See das Fahrzeug verschlingen, jetzt hob sich thurmhoch die Woge über das Schiff — mit gewaltigem Brausen stürzte die See über Deck, Alles was nicht mit Tauen und Ketten befestigt war, über Bord schleudernd; die Regeling mittschiffs ward fortgerissen, die Seitenboote an den Davids zerschmettert — die Balken — die Planken — die Masten stöhnten und ächzten — die Mannschaften wurden niedergerissen — gegen die Bordwand geschleudert — fest klammerten sie sich an die Planken, an die Rippen oder die Taue — ein Jeder glaubte, das letzte Stündlein sei gekommen — aufrecht allein stand Claus Gehlsen am Ruder — furchtlos und fest — mit Bärentatzen das Ruder haltend und das Schiff an den Wind zwingend. Und das brave Schiff gehorchte, ächzend und stöhnend zwar, wieder dem Ruder und flog am Winde dahin, sich von der gefährlichen Brandung rasch entfernend.

Das Schiff war gerettet — die Mannschaft sprang empor — ein Hurrah erschallte, das selbst das Toben des Sturmes übertönte!

Weiter nach Nordosten herum sprang der Wind und fegte den nächtlichen Himmel rein von den finsteren Regenwolken, daß nach kurzer Zeit die tausend und aber tausend Sterne hellglitzernd vom dunklen Himmel niederblickten.

Claus Gehlsen stand noch immer am Ruder; er schaute jetzt empor zu den Sternen, aber es flimmerte ihm vor den Augen, Thränen rannen über seine wetterharte Wange und tropften nieder in den Bart.

„Kapitän, schall ick nu wedder dat Ruder nehmen? Ick glöw, Madam Gehlsen kummt da upp Deck. Kalkulir, jetzt wo keine Gefahr nich mehr is, will Madam sick dat Unglück mit de Stenge mal in de Nähe anseihn."

„Da, Jahn, nehmt das Ruder. Kurs West-Süd-West . . ."

„Ick weit schon, Kapitän. Ick kenn' mick schon ut . . ."

Ellen stand bebend am Großmast. Jetzt erst ward ihr vollständig klar, welcher großen Gefahr sie entronnen; aber sie erkannte auch, daß die Gefahr vorüber war, denn wenn auch die Wellen noch in toller Erregung sich schäumend überstürzten und in wilder Hast am Schiff vorüber jagten, wenn auch der Wind noch heulte und pfiff im Takelwerk, so lag doch vor ihnen die offene See, und so gut kannte sie den wackeren Schuner bereits, daß sie wußte, auf offener See und wenn der Wind „von achtern" pfiff, hatte die „Ellen" nichts zu fürchten.

„Ellen, geh hinab, die Gefahr ist vorüber," sagte Kapitän Gehlsen zu seinem Weibe und seine Stimme klang so weich und lieb, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe.

„Wenn Du befiehlst, so gehorche ich. Aber drunten ist es so schwül und heiß und hier oben weht jetzt ein frischer Wind."

„So komm mit auf das Achterdeck — der Gewittersturm ist rasch verflogen — es ist jetzt eine herrliche Nacht, nur ganz in der Ferne wetterleuchtet es noch zuweilen. Gieb Acht, daß Du Dich nicht stößest — hier liegt Tauwerk. — So — hier komm her . . . schläft Ella noch?"

„Sie erwachte und fragte, ob Du bald kämest, um wieder mit ihr zu spielen — wie — wie — ehedem . . ."

„O, ich werde wieder mit ihr spielen — jeden Tag — jede Stunde — Ellen — Ellen, was war ich für ein trotziger, hochmüthiger Thor!"

„Still, Claus! Nichts mehr davon . . . ich allein trug die Schuld — ich ganz allein . . ."

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und er schlang den Arm um ihre leis erbebende Gestalt. So hatten sie oft das erste Jahr ihrer Ehe auf dem Deck des Schiffes gestanden und dem Spiel der Wellen zugeschaut. So standen sie jetzt wieder glücklich — selig, wie am ersten Tage ihrer jungen Liebe!

Plötzlich leuchtete in einiger Entfernung vom Schiffe ein glänzender Streifen auf den dunklen sich mehr und mehr beruhigenden Wellen auf. Dann verschwand er wieder, um an einer anderen Stelle auf's Neue aufzublitzen. Und jetzt flammte es hier und dort auf wie von blitzenden Sternen auf dem dunklen Grunde des Meeres. Zu großen leuchtenden Sonnen vereinigten sich die Sterne — bald in grünlich-goldenem Lichte schimmernd, bald silberhell erstrahlend.

„Sieh hin, Ellen, auch das Meer feiert unsere Versöhnung!" Und schöner, herrlicher erstrahlte das dunkle Meer. Vor und hinter dem Schiffe, zu beiden Seiten leuchtete es auf wie von Myriaden blitzender, funkelnder Sterne, die sich bald in flimmernden Sonnen zusammenfanden, bald in endlosen Lichtstreifen auseinanderflossen. Hier erstrahlte das Meer bis in seine geheimnißvolle Tiefe wie erleuchtet durch blendendes elektrisches Licht; dort erglänzte es wie flüssiges Gold und dort sprühte es auf wie tausend und abertausend Diamanten!

„O, wie herrlich, mein Claus!"

Und stiller ward es in der Takelage des Schiffes. Der Wind seufzte nur noch leise Melodieen und die plätschernden Wellen längsseit des Schiffes begleiteten die Lieder des Windes mit tiefem, leisem Brausen. Wie in einem lodernden Feuermeer schwebte das Schiff über die glühende, leuchtende, funkelnde See — ein Schauspiel, so herrlich, so prächtig erhaben, daß Niemand auf Deck ein Wort zu sprechen wagte. Und wie das Meer aufleuchtete im magischen Glanze, so zog auch wieder seliges Glück und heiterer Friede ein in die Herzen des Mannes und des Weibes, die da oben auf dem Deck des Schiffes eng umschlungen standen, die sich wiedergefunden hatten in der Sturmesnacht und bei dem herrlichen Leuchten des unendlichen Meeres.

Drinnen aber in der kleinen Kajüte schlummerte weiter das Kind, friedlich heiter und harmlos; es wußte noch nichts von den Stürmen des Lebens und des Meeres — noch nichts von dem Haß und dem Stolz des Menschenherzens — es kannte noch nicht die Liebe, die allgewaltige Liebe, die aufflammt im Menschenherzen, wie das magische Leuchten des Meeres, es schlummerte friedlich — harmlos — ihm war das Beste auf Erden gegeben: ein unerschütterliches — ein grenzenloses Vertrauen! — — —

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.